

(Rahab [225], Laban [226]). Insgesamt sind es zwar viele Berichte über einzelne Heiden, die sich Jahwe zuwenden, aber ihre Gesamtzahl bleibt klein. Die Schilderungen der verschiedenen Erkenntnisprozesse deuten, so Riecker, darauf hin, dass dem Leser vorbildhafte Muster vorgelegt werden, die heilsegoistisches und national beschränktes Denken hinterfragen. „Dem Leser werden Anregungen präsentiert, die ihn in seinem eigenen Handeln gegenüber Fremden prägen können“ (227). Insgesamt werde der Weg Israels zu den Völkern sehr bunt und kreativ dargestellt. Worte, Moral, Weisheit, Gehorsam und sogar Schuld: Alles kann dazu dienen, Fremde in Kontakt mit Jahwe zu bringen. Der Jerusalemer Tempel ist, obwohl exklusiv monotheistisch, von Beginn an kein nationalistisches Projekt; Fremde haben Zugang zum Opferheiligtum, und ihr Gebet an dieser Stätte soll erhört werden.

Riecker will auch zeigen, dass die Umsetzung sämtlicher Forderungen an die Israeliten gegenüber Fremden auf die eine oder andere Weise belegt wird (394). Es gehe weniger darum, ein erfolgreiches Ansteigen der Zahl bekehrter Heiden zu bilanzieren; vielmehr regen die Berichte die Vision weltweiter Gotteserkenntnis im Herzen der Leser an (395f).

Vielleicht kommt der Mangel Israels an Umsetzung nicht ausreichend in den Blick, wenn auch sündiges Verhalten dazu dienen muss, Jahwe bekannt zu machen (vgl. die Stellen vom Entweihen des Jahwe-Namens [u. a. Jer und Hes]). Bedauerlich ist eine große Zahl an Korrigenda. – Riecker hat nicht nur fundiert ein großes biblisches Textkorpus exegetisch und theologisch bearbeitet, sondern auch sehr viel Sekundärliteratur kritisch diskutiert. Viele Schaubilder sind didaktisch hilfreich. Seine Fragestellung lädt nun ein, auf weitere Bücher ausgedehnt und von dort aus differenziert zu werden.

Stefan Felber

Martin Beck, Ulrike Schorn (Hgg.): *Auf dem Weg zur Endgestalt von Genesis bis II Regum*, FS für H.-Chr. Schmitt zum 65. Geburtstag, BZAW 370, Berlin: de Gruyter, 2006, geb., 283 S., € 88,-

Wer von dem Buch übergreifende theologische Anregungen zu dem im Titel genannten Kanonteil erwartet oder gar die Diskussion seiner literarischen oder theologischen Einheit, wird enttäuscht sein, das Thema kommt lediglich am Rande vor. Die 19 Beiträge der Festschrift stammen mehrheitlich von Freunden aus den Kreisen derer, die ihre Aufgabe als Hochschulexegeten immer noch in den literarkritischen Sondierungen und den ausgetretenen Spuren der Quellenanalysen des vorvorigen Jahrhunderts sehen, die nach Meinung des Rezensenten eine Sackgasse darstellen, von der zukunftsweisende Lösungen nicht zu erwarten sind.

Einleitend hält Konrad Schmid (1–14) eine einzige Enneateuchausgabe – zu welcher Zeit bleibt undiskutiert – zwar für ungewöhnlich umfangreich, jedoch buchtechnisch für möglich. Damit ist das Thema der Einheitlichkeit des Textkorpus auch schon aufgegeben, die folgenden Beiträge widmen sich jeweils literarkritischen Einzelfragen. Christoph Levin (15–34) diskutiert erneut die Frage der Redaktion R^{JP} für die Urgeschichte. Werner Schmidt (35–40) vergleicht die urgeschichtlichen Sintfluttexte mit den Plagentexten von Exodus und plädiert als Ertrag seines Nachdenkens – wen überrascht es? – wieder einmal für eine Beibehaltung der Zweiquellentheorie (P und nicht-priesterliche Texte).

Hans Christian Gertz (41–57) schließt sich dem im vierten Beitrag zu den nicht-priesterlichen Texten der Sintflut an. Es folgt ein Aufsatz zu der theologischen Absicht der als elohistisch interpretierten Kapitel Gen 20–22 von Jörg Jeremias (59–73), dem sich Ulrike Schorn (89–109) in Überlegungen zu Gen 22 anschließt; sie lokalisiert die Erzählung von Isaaks Opferung in das Nordreich „wegen der mehrfachen Betonung von Beersheba als Wohnsitz Abrahams“ und „da Beersheba noch zur Zeit des Amos bzw. seiner Schule ein bekannter und beliebter Wallfahrtsort der Nordreich-Pilger war“ (106) – eine Logik, die wohl nur für Überzeugte und schulintern überhaupt nachvollziehbar ist.

Hans Werner Hoffmann untersucht das Vorkommen der „Afformativkonjugation mit präfigiertem *waw* in der Genesis“ (76–88), die er im Ergebnis als Hinweis auf „sehr junge Eingriffe in den Text“ deutet. Ludwig Schmidt nimmt sich der Priesterschrift in der Josefsgeschichte an (111–123). Es folgt Peter Weimar mit einem Beitrag „Gen 47,13–16 – ein irritierender Abschnitt im Rahmen der Josefsgeschichte“ (125–138), in dem er für den Text einen nachexilischen Entstehungshorizont postuliert. Markus Witte bleibt mit „Die Gebeine Josefs“ (139–156) im Themenbereich der Genesis, wobei er ausgehend von Sir 49,15 zunächst eine wirkungsgeschichtliche Spur verfolgt, um dann die Notiz in Gen 50,24–26 redaktionsgeschichtlich als einen Spätling zu kennzeichnen, dessen Ort in der Auseinandersetzung mit dem Hellenismus angemessen verstanden werden sollte (149.155). Eckart Otto untersucht „Die Funktion der Kolophon Lev 26,46 und 27,34 sowie Num 36,13 in der Rechtshermeneutik des Pentateuch“ (191–201). Er rechnet mit postpentateuchredaktionellen und sogar mit postendredaktionellen Zusätzen, um abschließend richtigerweise zu betonen: „Die diachrone Arbeit an der Literaturgeschichte des Pentateuch wird in Zukunft nur dann wieder Grund gewinnen, wenn sie die literarhistorischen Signale, die der Pentateuch in antiker Leseweise enthält, zum Ausgangspunkt nimmt, also mit und nicht gegen den synchron gelesenen Pentateuch arbeitet“ (200). Thomas Römer (203–215) befasst sich unter Bezug auf die Notiz von der kuschitischen Frau des Mose in Num 12,1 mit außerbiblischen Moseerzählungen, die ihn mit Äthiopien verbinden. Zum Verhältnis der im Kanon herausragenden Personen Mose und David stellt Ernst-Joachim Waschke (217–230) Überlegungen an. Beides sind für ihn vor allem literarische Gestalten, deren Ausgestaltung sich jedoch separat entwickelte; die Exodus- und Moseerzählungen hätten demnach

zunächst abseits der in Jerusalem heranwachsenden Davidstheologie gestanden und Mose sei in Kontrast zu assyrischen Herrschern jedoch nicht mit königlichen Insignien ausgestattet worden. Martin Beck stellt Überlegungen zum Hannalied in 1 Sam 2,1–10 an (231–249) und erkennt daran wie auch in 2 Sam 22 sowie in Ex 15 und Dtn 32 eine deuteronomistisch geprägte messianische Erwartung in den Geschichtsbüchern. Matthias Köckert befasst sich mit dem Eliatext 2 Kön 1 (254–271) und Günther Wanke mit Jeremias Gebet nach dem Ackerkauf (273–277). Zwei englische Beiträge sind enthalten. John Van Seters bespricht das Altargesetz in Ex 20 (157–174), das er einem spät-nachexilischen Autor zuweist. Sein Beitrag ist vor allem Replik der kritischen Rezension seiner Publikation zum Bundesbuch von B. M. Levinson, der diese Datierung hinterfragt hat. Thomas Dozeman (175–189) stellt den Text zum Goldenen Kalb Ex 32 in Beziehung zu 1 Kön 12 und Dan 9–10. Der Band wird abgeschlossen mit einem Beitrag von Otto Kaiser (279–291) zur Bedeutung der Hybris in Herodots Perserberichten, eine Verbindung zu biblischen Texten ist nicht einmal angedeutet.

Auffallend bei der Mehrheit der Beiträge ist, dass die seit etwa 40 Jahren erfolgende lebhafteste, kritische Diskussion zu diesem doch wohl als veraltet anzusehenden literarkritischen Paradigma nicht ansatzweise in den Blick kommt. Wenn Eckart Otto nebenhin die Zukunftsfähigkeit der diachronen Exegese problematisiert, dann wirken diese Beiträge wie ein Beleg für das Recht seiner Frage. Ist es nicht ein Beispiel für Sklerose, wenn man das zukünftige Verständnis der Bibeltexte immer noch im Rückgriff auf und Variationen von Hupfelds Literarkritik sucht? Oder wenn man wie in einer Art Vogel-Strauß-Politik den Kopf davor in den Sand steckt, als ob es denn einen Konsens gäbe, was denn J ist und ob E überhaupt außerhalb der Vorstellungswelten mancher Kreise existiert hat und als ob die Existenz von J oder E nicht seit Jahrzehnten mit guten Gründen ganz grundsätzlich infrage gestellt ist? Wirkt es nicht skurril, wenn nicht nur einmal im Buch zur Absicherung der Quellenzuweisung auf eine mögliche J-Imitation durch E oder P hingewiesen wird? Hinzu kommt, dass diese fast ausschließlich deutschsprachigen Beiträge merkwürdig unberührt scheinen von dem in der internationalen Forschung allgegenwärtigen hermeneutischen Bewusstsein, das mit dem Stichwort Postmoderne angedeutet sein soll, und daher eigentümlich provinziell wirken. Evangelikale Theologie hat einen solchen Theologieansatz seit langem immer wieder problematisiert. Dieser Band bestätigt leider wieder einmal die Notwendigkeit dazu und zeigt gleichzeitig, wie dringlich eine biblisch erneuerte Forschung am Alten Testament ist.

Herbert H. Klement